

(Nachdruck verboten.)

85]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Reich nahm ein Glas vom Büffet, schwenkte es aus und hielt es unter. Das Glas lief an, so kalt war das Wasser, so Kohlensäurehaltig, daß es muschierte. Er reichte es dar, Luise dankte ihm mit den Augen und setzte es an die Lippen. Sie trank, wie Durstige trinken, hastig, in vollen Zügen.

„Halt, halt!“ rief er und legte in zärtlicher Vertraulichkeit seine Hand hemmend auf die ihre. „Sie sind erhitzt, sie dürfen nur schlürfen, sehen Sie — so.“ Er führte das Glas an die Lippen, gerade an der Stelle, wo sie getrunken; sie merkte es wohl. So blieben sie vor dem Brunnen mit dem plätschernden Wasser, nippten wechselweise aus demselben Glase, füllten es immer wieder, sahen sich an und lachten wie Kinder zu dem ergötlichen Spiel. „Kühlung, Kühlung!“ rief er lechzend. „Kühlung!“ rief auch sie, es wurde beiden immer heißer dabei.

Aus dem Saale nebenan hörte man jetzt die populäre Weise des neuesten Wiener Gassenhauers, den Tini mit dümmer Stimme, aber ausgelassener Verbe, herunterjang. Reich sang mit, er schien so glücklich zu sein, glücklich durch ihre Nähe. Luise fühlte es deutlich an der Seligkeit, die ihren Körper durchströmte.

Dann sagte er plötzlich mit jener munteren Entschiedenheit, die einen Widerspruch ausschließt: „Jetzt haben wir uns an der Quelle gelabt, jetzt werden wir uns an die Wiese setzen.“

Sie traten durch die offene Thür in das kleine Esszimmer, wo Großvaters Bild, lorbeerumkränzt, noch auf der Staffelei stand.

Sie sahen nicht darauf hin. Die Lichter der Krone waren gelöscht, das Auerlicht einer hochaufragenden Girandole, die mit einem Schirm von gelber Seide versehen war, tauchte das Gemach in einen Goldton, der süß und traulich war, wie Abenddämmerung. Ein feiner Blumenduft strömte ihnen entgegen, sie hatte ihn vorher nicht wahrgenommen; waren ihre Nerven sensibler geworden in dem gesteigerten Lebens- und Glücksgefühl, das sie beherrschte?

Das Gemach, hochmodern, mit lichten Tapeten, zierlichen, lichtrosa Seidenmöbeln, mit den Kästchen und irisierenden Nippes der Seceßion, war weichlich und kokett, wie das Boudoir einer galanten Frau. Er führte sie zu dem kleinen Sofa mit aufrechter hölzerner Lehne und lachte, als sie steif und gerade darin saß, wie eine Puppe.

Er rückte die Fußbank zurecht, er häufte die seidenen Kissen, in die sie sich lehnen sollte, den elastischen Körper etwas seitwärts geschmiegt. Seine Bemühungen machten sie ganz verlegen.

„Danke, danke,“ sagte sie abwehrend, „das bin ich ja nicht gewöhnt.“

Das Raffinement dieses Reichthums beklemmte sie, der Blumenduft, der heiße Atem des Mannes, der sich über sie beugte, um ihr Köpfchen besonders zu stützen, brachten ihre Sinne in Aufruhr.

Ein seltsames Angstgefühl riß sie empor — die getürmten Kissen fielen zu Boden und sie saß wieder steif und gerade wie zuvor, einen Zug der Ablehnung um die geschlossenen Lippen.

Er hatte einen Stuhl herangezogen und betrachtete sie lächelnd, mit einem strafenden Blick.

„Halsstarriges Kind,“ sagte er leise. „Sie wollen keinem andern Willen gehorchen, als dem Ihrigen . . . Sie nützen Ihre Kraft. Sie wissen noch nichts von jenen Mächten, die uns Menschenkinder meuchlings überfallen . . . Sie haben recht. Man wehrt sich so lange man kann, man will sich nicht unterjochen lassen — aber wenn diese Mächte erstarken und uns niederzwingen? O, Sie wollen nicht daran glauben? — Ich bin auch so ein Kezer gewesen.“ Er rückte ihr näher und leise, sich selbst und seine Schwäche belächelnd, wie im Unmut darüber, redet er weiter, in kurzen, hastigen Sätzen: „Dem Mädchen, das mir gefiel, war ich aus dem Wege gegangen . . .

Ich wollte keine Thorheit begehen . . . Nach Jahren sah ich sie wieder . . . Sie gefiel mir noch besser — sie berückte mich . . . Aber ich wollte mich nicht nehmen lassen . . . Ich stellte mich gleichgültig . . . ich glaubte es zu sein . . . Ich Thor! Was hat es mir denn genützt, daß ich die Gefahr erkannte? Daß ich geflohen war, weil ich mich vor dem kleinen Mädchen gefürchtet hatte?“

„Gefürchtet, vor mir?“ rief Luise impulsiv, im Wirbel ihres Entzückens.

Er sah sie groß an. Seine Augen funkelten in freudiger, gut gespielter Ueberraschung: „Vor Ihnen? Gab' ich denn das gesagt?“

Sie stand einen Augenblick wie gelähmt vor Entsetzen. Dann schlug sie beide Hände über die Augen.

Was hatte sie gethan! was vorausgesetzt! Sie hatte ihm ein Geständnis gemacht, das er nicht erwartet hatte, nicht einmal gewünscht, das sie nicht wieder zurücknehmen konnte! Scham und Verzweiflung durchbeugten sie. Sie warf den Kopf gegen die harte Lehne zurück, als wollte sie ihn zertrümmern. Wär's doch so . . . dann würde sie ihm und sich die tiefe Beschämung ersparen.

Aber schon hatte er sich neben sie auf das Sofa gesetzt und mit zärtlicher Gewalt zog er die Hände von ihren Augen und hielt sie fest.

„Du Liebe, Süße, Einzige!“ rief er, im Triumph seiner männlichen Ueberlegenheit, dann leiser, in bewegteren Tönen: „Siehst Du, Kind, wie das Gefühl stärker ist als der Wille, wir können dagegen nicht aufkommen . . . Und Du liebst mich? Sag' es — gestehe! Mein süßes Mädchen, so sieh' mich doch wenigstens an!“

Da schlug sie zagend die Augen zu ihm empor, mit dem Ausdruck innigster Liebe.

Und als er sich langsam über sie beugte, seine Augen in die ihrigen senkend, als wolle er ihre Seele in sich saugen, ward ihre Bewegung übermächtig, ihre blühenden Lippen erwarteten, begehrt den ersten Kuß.

Aber sein Ohr war wachsam, er hatte ein leichtes Anarren vernommen.

Er war aufgestanden und, ohne sich zu übereilen, ging er direkt auf die Staffelei los.

„Schade, daß das Bild so nachgedunkelt hat. Sie müssen Ihren Vater fragen, wie man es auffrischen kann.“

Es muß gefirnißt werden.“ sagte Vater Witte, der mit Doktor Jensen eben in der Thür erschien.

„Wir haben Dich schon gesucht, ich dacht' mir's wohl, Du wolltest Dir Großvaters Bild noch einmal ansehen. Aber wir müssen nach Hause, es ist spät geworden, mein Kind.“

21. Kapitel.

Frau Elise fühlte sich schwach und apathisch, sie konnte das Bett nicht verlassen. Ihr Zustand erschien indes nicht besorgniserregend.

Witte kam jetzt öfter mittags nicht nach Hause, um sich vor den Gläubigern zu retten, die ihn verfolgten.

Gusti mußte suchen, mit ihnen fertig zu werden; war ihr doch jetzt die Aufgabe zugefallen, zu leisten, was der Tag verlangte. Sie hatte den Vater zu entschuldigen, Zahlung zu versprechen, die Gläubiger zu verköstern.

Es ging nicht ab ohne Grobheiten und Brutalitäten. Aehnlich erging es ihr bei den Kleinhändlern. Es war recht abscheulich von den Leuten, daß sie ihr nichts mehr auf's Büchel geben wollten.

Wohl hatten die Wittes in der Kunst, sich durchzufretten, bereits ihre Proben abgelegt, aber sie wurde immer schwieriger. Aber wie die Mädchen trotz alledem in ihrem Jugendmut weder feige noch kleinmütig wurden, so blieb auch der Vater hoffnungsvoll. Er klammerte sich immer krampfhafter an jene Vorstellungen, die ihm schmeichelten und über Wasser zu halten vermochten.

„Wie geht's, Mutter?“ fragte er eines Morgens, als er an ihr Bett trat, um ihr vor dem Weggehen die Hand zu drücken, und ohne ihre Antwort abzuwarten, fügte er tröstend hinzu: „Besser, viel besser, ich seh' Dir's an. Nur Geduld, meine Alte, wir gehen dem Frühling entgegen, da bist Du bald wieder heraußen.“ Und zu den Kindern gewendet, teilte er ihnen mit, daß er abends spät heimkommen werde. Er

habe eine Karte von Ferdinand erhalten, der ihn für den Abend zu sich lud.

„Ich weiß nicht, was er von mir will, welche Absichten er auf mich hat; wir werden ja sehen.“

Er war in Spannung, voll froher Erwartung.

Sie schien berechtigt. Als er am nächsten Morgen mit seinen Töchtern das Frühstück einnahm, hatte er ein triumphierendes Lächeln, seine Augen glänzten.

„Na, Mädels, was wir gestern ausgeheckt haben, dürfte Euch gefallen. Ferdinand plant ein Fest im „Grand Hotel“. Er giebt seinen Freunden Revanche, wir gehören dazu, wir sind geladen. Es soll auch getanzt werden.“

„Getanzt!“ Die Mädchen schrien auf vor Vergnügen. Der Vater konnte sie bereits mit dem vollständigen Festprogramm bekannt machen, das er gestern mit Ferdinand zusammengestellt hatte.

„Die Drescher Kapelle wird engagiert — außerdem Vorträge — das Ubl-Quartett — Deklamationen, wahrscheinlich Reich — zum Schluß soll ich mich als Schnellmaler produzieren. Dieses alte Weib von einem Glaser hat geplaudert, hatte den Brandts Erstaunliches von meinem Talent in diesem Genre erzählt, und da gab's keinen Widerspruch, ich mußte sofort eine Probe davon ablegen. . . diese Bewunderung hättet Ihr sehen sollen! Es ging aber auch vortrefflich, ich habe nichts an Gewandtheit eingebüßt, im Gegenteil. Ferdinand hat vielleicht recht, wenn er behauptet, ich könnte damit viel Geld verdienen. Na, wer weiß, was geschieht, wenn nur erst die Mutter wieder gesund ist.“

Er rieb sich vergnügt die Hände, schon waren neue Hoffnungen in ihm rege. Seine Phantasie war geschäftig, sie hob ihn empor, hoch über das Gemeine, über all die Nümmernisse des Lebens. Ach, nur zu bald sollten sie ihm näher und schmerzhafter auf den Leib rücken.

Auf dem Weg ins Atelier, wie er sein Arbeitszimmerchen im Fabrikslokal vornehm bezeichnete, traf er fast regelmäßig an jedem Morgen mit Fritz zusammen, der, meist auf dem Rade, in seine weit entfernte Fabrik fuhr.

Fritz hatte stets respektvoll gegrüßt, an einem der nächsten Tage sprang er ab und ging auf Witte zu. Dieser zeigte eine veränderte Haltung; er ging gebückt, sein Gesicht war gramdurchfurcht. Mit einiger Mengslichkeit fragte Fritz nach dem Befinden seiner Frau.

„Es geht besser, Gott sei Dank,“ lautete die Antwort. Fritz fragte weiter. Seine offensbare Teilnahme und die bescheidene Art seines Auftretens stimmten Witte günstig für den jungen Arbeiter. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein. So gingen sie, Fritz sein Rad führend, Seite an Seite mit einander. Unwillkürlich verglich Witte seinen alten, schätzbaren Winterrod mit dem neuen, gut gefütterten und gut sitzenden Sattel des Arbeiters. Und der junge Mensch hatte sein Rad oder fuhr mit der Straßenbahn, während er, bei jedem Wetter, den Weg zu Fuß zurücklegen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ueber Baukunst und Restauration.

Die Frage der Restauration des alten Heidelberger Schlosses ist wieder aktuell geworden. Dieses alte Denkmal deutscher Baukunst, das zu zerfallen droht, soll restauriert werden. Im Hinblick darauf hat die öffentliche Meinung die Pflicht, sich hierzu zu äußern. Es sollen einige prinzipielle Erwägungen angedeutet werden. Welchen Zweck dient die Restauration? Wie stellt sich die Baukunst dazu, die neue Wege sucht, die überzeugt ist, daß unsre Zeit nicht ihren eignen Stil besitzt, daß man ihr aber dazu verhelfen und alles aus dem Wege räumen muß, das irgendwie hinderlich ist? Unter den obwaltenden Umständen steht die Entscheidung bei der Verwaltung. Um so mehr Grund, nachdrücklich das Richtige zu suchen und zu betonen.

Auf den ersten Blick mag es sehr pietätvoll aussehen, wenn die Gegenwart sich bemüht, die großen Wandentwürfe der Vergangenheit zu erhalten und zu restaurieren, wenn die Festigkeit des Ganzen sich zu lockern droht. Meist waren es einfache Leute, die solche Bauten aufführten, die für die Jahrhunderte dauerten. Und ihre Namen kennt man vielfach nicht mehr. Sie machten keine großen, pompösen Worte. Sie lieferten gewissenhaft und ernst ihre Arbeit.

Das alte Heidelberger Schloss ist nun unzweifelhaft eines der schönsten deutschen Wandentwürfe. Nicht umsonst bildet es den Anziehungspunkt für die Kunstbesessenen, die hier die Entwicklung des deutschen Renaissancestils studieren können. Wie viele Fremde stehen staunend vor dieser schöpferisch reichen Pracht. Auch auf die, die ohne Vorbildung den Schloßhof betreten, wirken diese mächtigen Fassaden

mit ihrem feinen und imposanten baukünstlerischen Schmud überwältigend.

Ende des zwölften Jahrhunderts begonnen, wurde das Schloß in den folgenden Jahrhunderten immer weiter ausgebaut. Der sog. „Wintertönig“ Friedrich V. (1610—1621) war der letzte, der daran arbeiten ließ, den Bau zu vollenden. Leider war dem Bau kein langes Leben beschieden. Die Franzosen drangen ein und verheerten 1689 und 1693 die Pfalz. Dabei richtete sich ihre Rache natürlich besonders gegen den noch nicht allzulange ausgeführten Prachtbau, der ein Denkmal deutschen Könnens war. Einige bewohnbar gemachte Räume sicherte 1764 ein Blitzstrahl ein. So besitzen wir in diesem Bau, dessen unversehrtes Bestehen so kurz war, wohl die imposanteste und großartigste Ruine. Und schwerlich ist danach ein Schloß gebaut worden, dessen Fassaden einen so überreichen und doch so fein gegliederten Schmud aufweisen.

Was jetzt noch erhalten ist, kann man vom Schloßhof aus bewundern. Wer einmal hier gestanden und die mächtigen und doch so leichten Mauern des Otto Heinrichs-Baues und des Friedrichs-Baues gesehen hat, wer gesehen hat, wie die Sonne das reiche Spiel der architektonischen Formen mit Licht und Schatten aufhellend und verdunkelnd belebte, wozu das Grün im Innern des Hofes, das sich an den Mauern hochrannt, noch einen schönen Ton hinzugebt, oder wer abends dort oben stand, wenn das gleiche Dämmerlicht die plastischen Formen des Steins so trübe und still hervorrietete ließ, der wird gestaunt haben über die schöpferische Begabung der alten Baumeister, die dieses Werk hinstellten. Und so schön ist dieser Bau in die Landschaft hineingefügt, auf den Schloßberg, von dem man weit hinüber schaut in das reiche, blühende Land, in das wimmelnde Leben, das sich in den Straßen dieser Stadt abspielt. Der Blick vom Schloß auf die alte Neckarbrücke, auf die Stadt, die zu beiden Seiten des Neckar liegt, eingeschlossen von grünen Bergen, in die weite Ebene hinaus, die vor der Stadt sich breitet, wird vielen unergänglich sein. Mit Prag und Wien ist Heidelberg die älteste deutsche Universität, 1386 gegründet; und noch viele historische Erinnerungen knüpfen sich an diese Stadt.

Der sogenannte Otto Heinrichs-Bau (erbaut 1556—1563), der jetzt restauriert werden soll, gilt mit Recht als die größte Schöpfung der deutschen Frührenaissance. Er ist drei Stockwerke hoch, getragen von einem hochgewölbten Kellergeschoß. Der Skulpturenschmud rührt teilweise von A. Colins aus Regelm her, dessen Kunst wir noch vielfach sonst antreffen, so z. B. in Junsbruck, wo er für das Grab Maximilians 24 Marmorreliefs arbeitete, eine Schöpfung, die Thorwaldsen als Meisterwerk von bleibender Bedeutung pries.

Die andre Seitenfassade, der sogenannte Friedrichs-Bau, ist 1601—1607 erbaut, im Stil der entwickelten deutschen Renaissance. Dazu kommt noch der Ruprechts-Bau, der älteste Teil des Schlosses, im Jahre 1400 vollendet und 1520 teilweise erneuert.

Wenn nun ein solches Bauwerk, das eine ganze Zeit künstlerisch repräsentiert, der Zeit zum Opfer fällt — was kann da getan werden? Das erste Gefühl wird sein: es zu erhalten versuchen.

Jedoch stellen sich da gleich einige kritische Bedenken entgegen. Wir kennen genug solche Bauwerke, bei denen man versucht hat, die Zerstörung durch die Zeit durch Ergänzungen aufzuhalten und wir wir haben wenig Freude daran. Was haben wir davon, wenn wir plötzlich in der alten Fassade neue Stücke sehen, die dennoch aus dem Ganzen herausfallen? Wie fügt sich das Neue dem Alten ein. Jene äußerliche Richtigkeit, die erreicht werden mag, sie mag das Herz des eralteten Regierungsbaumeisters, des Historikers erfreuen. Er mag jauchzen, denn ihm liegt nur an den Thatsachen.

Aber schämen wir denn an den alten Kirchen und Palästen und Ruinen die exakte Richtigkeit? Es festsetzt uns an diesen Werken das künstlerische, die Kraft, die darin zum Ausdruck kommt, der ganze Vorübergang des Lebens, der sich in diesem Werk zur Erscheinung darstellt, das Entwicklungsmoment, das uns hier in diesem Werk, das das Werk eines ringenden Menschen ist, wie kristallisiert entgegentritt. Wir schämen die Phantasie, das Alter, das Leben, dieses ganze nun Vergangene daran, das aus diesen Fassaden zu uns spricht. Wir erfahren daraus, daß es einmal Zeiten gab, in denen es den Menschen gelang, für ihr Fühlen ein architektonisch gewaltiges Zeugnis zu schaffen, das noch nach Jahrhunderten so kräftig auf uns wirkt, daß wir danach streben, es noch jetzt uns und unsren Nachkommen zu erhalten. Wir fühlen dabei den Mangel unsrer Zeit an architektonischem Fühlen, vergleichen die minderwertigen Prachtbauten unsrer Großstädte damit und hoffen auf eine bessere Zukunft, zu der uns diese Vergangenheit anspornet. Doch nicht in dem Sinne, daß wir streben, diese Stile nachzuahmen — das führte gerade zu Schwachheit und Verfall —, sondern daß wir von ihnen loszukommen trachten, an ihre Stelle etwas Neues zu sehen trachten.

Denn wir fühlen nicht mehr so. Wir haben andre Ziele. Eine Zeit von hundert und aberhundert Jahren sieht andre Erfüllungen, denen sie zuströbt.

Und so gewiß eben die Architektur in der Vergangenheit strengste logische Folgerung des geistigen Lebens der damaligen Zeit war, so sicher ist es uns unmöglich, Lücken hier zu ergänzen, weil wir eben nicht mehr fähig sind, so zu fühlen und zu denken, wie unsre Vorfahren, die in einem ganz andern Komplex von Lebenserscheinungen aufwuchsen, dachten und fühlten.

Ein künstliches Sich-Hineinversetzen wäre Heuchelei. Freilich brauchen wir ja nur durch die Straßen unsrer großen Städte zu gehen, um zu sehen, wie unsre Zeit hier von der Heuchelei, dem Nachahmen, dem Vorgeben lebt, wie sehr ihr künstlerisch eignes Wollen abgeht. Was hilft es, daß Malerei, Plastik und Kunstgewerbe sich

zu erneuern trachten, wenn die Architektur, die doch den äußeren Rahmen für die andern Künste schaffen soll, so hilflos versagt. Immer ist es als ein Zeichen von Größe und Macht angesehen worden, wenn eine Zeit sich einen neuen, ihrem Sein entsprechenden architektonischen Stil schafft. Das ist ein Denkmal, das beredt zu den nachfolgenden Geschlechtern redet. Aber sehen wir doch unsere Gebäude an. Da purzeln alle Stile der Vergangenheit durcheinander, bombastisch wird die innere Leere durch Pomp und Prunk verhüllt, und die ganze Tätigkeit eines Baumeisters besteht scheinbar darin, die alten Stile zu kopieren, sie zu kombinieren. Und wenn er Lob erhalten will, kann er es nicht durch Darthun eines Neuen, sondern durch den Nachweis, daß er wie ein guter Schüler gelehrt und fleißig die Aufgabe löst, die ihm gestellt wurde, nämlich: nachzuahmen, zu kopieren und dabei sich so zu stellen, als schüfe er etwas Neues. Im Grunde sind daher alle diese äußerlich so imposanten Gebäude und Denkmäler für den Einsichtigen gerade ein Beweis innerer Leere und Schwäche. Sie geben nichts Neues, sie regen nicht an, sie stellen nicht Versuche dar, neuen Ideen die Sprache des Steins zu leihen, sondern sie sind nur wiedergeläute Vergangenheit, Stilkopien. Die großen Dimensionen machen es nicht, das äußerlich anscheinend imponierende Verhältnis der Maße ist nicht Ausfluß innerer Ueberzeugung, künstlerischen Willens und Schöpferkraft, vielmehr nur die lächerliche Freude an bureaukratisch genauer Arbeit, die auf Nachahmung beruht. Es fehlt die Lust zu jedem inneren Wagnis; nur trübselig schleicht diese Entwicklung dahin. Und doch wird immer wieder und wieder gebaut, und je weniger man leistet, um so gewaltiger wird das Geschrei. Gerade für den allernotwendigsten Zweig der Kunst, den Häuserbau, fehlt es an originalen Kräften. Trotz aller Regierungsbaumeister, die jährlich in die Welt gesetzt werden, und die vom Staate die Beschneidung erhalten, daß sie ihren Beruf verstehen, ist das Endresultat doch nur ein trauriges. Oder vielleicht gerade deshalb? Denn dadurch wird der freie künstlerische Beruf zur Schablone, zum Mittel, durch willfähriges Sich-zur-Verfügung-stellen Rang und Stellung zu gewinnen. Von jeder andern Kunst verlangt man, daß sie nach neuen Werten forscht. Hier, bei der Architektur, verlangt man, daß sie kopiert, und sieht darin ihre Bedeutung.

Wenn man also auf den Gedanken kommt, ein so reifes vollendetes Werk alter Baukunst, wie es das Heidelberger Schloß ist, zu restaurieren, so ist das nur eine konsequente Weiterentwicklung der unfruchtbareren Ideen, die die Architektur überhaupt beherrschen. Wie soll denn so ein restauriertes Werk aussehen? Schon der äußere Eindruck würde doch ein ungleicher sein, als störend empfunden werden.

Wir können keinen Dom mehr bauen, weil wir zu den Ideen, die damals die Welt so gewaltig aufrührten, nicht mehr die Beziehung haben, die seiner Zeit die Menschen dahin drängte, diesem Drang ein Denkmal in Stein zu schaffen. Wir können das ebensowenig, wie ein alter Baumeister nicht im Stande gewesen wäre, die Energie der Architektur eines Riesenbahnhofs, einer Fabrikanlage, die Schönheit einer präzis arbeitenden Maschine, einer Brücke, die sich in weiten Bogen so leicht über das Wasser spannt, daß das Geseh der Schwere fast aufgehoben erscheint, die durchsichtig klare Notwendigkeit der Architektur einer Untergrundbahn, eines Warenhauses zu empfinden.

Zu diesen Ideen, die sich darin wie in einem Zeitstreben konzentrieren, haben wir eben lebendige Beziehung, und es wäre Pflicht der Baukunstler, diesen Ideen für spätere Zeit vollgültigen Ausdruck in Bauwerken zu verleihen, damit unsere Nachkommen vor diesen Werken stehen, wie wir vor den Werken der Vergangenheit standen. Oder ist das Fehlen solcher Denkmäler ein Beweis dafür, daß dieser Geist noch schwach vorhanden ist?

Nicht aber ist es unsre Pflicht, an alten Bauwerken, deren Schönheit in ihrem Vergangenheitswerte liegt, herumzuflicken. Verkümmert und arm ist die Zeit, die sich zu solch seelenloser Flickarbeit hergiebt. Nur eine Vakanzzeit kann sich so in den Staub legen. Wie viel andre Ideen leben noch gärend in unsrer Zeit, die harren, in architektonischen Schöpfungen symbolisch aufzuerstehen.

Denn doch niemand daran, ein Bild, das dem Verfall entgegengeht, wieder frisch zu übermalen, oder ein kunstgewerbliches Werk, eine Statue zu „ergänzen“, wenn das Ganze zerfällt. Allerdings bei der Plastik beginnt man ja schon mit „Ergänzungen“ zu wirtschaften; es werden ja Preisauschreiben von Seiten der Regierung erlassen, antiken Statuen, die ausgegraben wurden, durch Ergänzung aufzuhelfen. Jedoch hat man da wenigstens noch die Scheu, das Original unangetastet zu lassen; und die Kopie besteht für sich als mehr oder weniger verständnisvoller Versuch, das Fehlende zu ergänzen. Vielleicht drängt jedoch die Nachahmungssucht unsrer Zeit, die slavisch vor den Vergangenheiten kriecht, die die äußerliche, trockene, bureaukratische Rechenmühsamkeit so fanatisch liebt und die Wahrheit der inneren Ueberzeugung so gern vernachlässigt, auch hier dazu, diese bisher verschonten alten Gemälde, Statuen usw. verständnisvoll zu flicken.

Eine vernünftige Erkenntnis wird nur darauf führen, diese alten Werke zu erhalten, etwa schädliche Einflüsse, die von innen oder von außen kommen, fernzuhalten, zu beseitigen, so daß das Werk sich in sich selbst hält. Gerade der, der die Schönheit dieser alten Bauten wahrhaft empfindet, wird nicht mehr thun wollen. Er weiß, daß viel Ursachen zusammen kamen, um diese Wirkung hervor zu bringen. Kann er denn dem äußerlichen Ansichten die schöne Katina der Zeit mitgeben, die zumeist bei alten Bauten entzückt, dieses sichtbare Zutagetreten, daß tausend Jahre an diesem Bau rüttelten? Gerade dieses Alter macht den Stein so schön. Und in dieses organisch schöne Gefüge soll nun der rechnerischen Vollständigkeit

halber etwas angefügt werden, das naturgemäß aus dem Ganzen herausfallen muß, das nur das Auge des peinlichen Bureaukraten entzückt.

Und fällt der Bau dann endlich, so falle er! Ein Restaurieren zu dem Zweck, dieses Ende zu verhüten, ist gerade so banausisch, wie das Stilkopieren für moderne Gebäude unästhetisch, unwahr ist. Beides gehört in seinem Streben logisch zusammen. Es ergänzt sich. Wer sich an fremden Stilen kopierend vergreift, der hat auch keine Achtung mehr vor den Bauwerken, die diesen Stil repräsentieren. So wird die slavische Unterordnung zur Tyrannie, die nicht einmal die Werke der Großen mehr respektiert, denn es ist Respektlosigkeit, durch Flickwerk ein solches Denkmal erhalten zu wollen. Und nur die, die selbst von ihrer Arbeit nicht hoch denken, können auf solche Gedanken kommen. So dreht sich das Bild gerade um. Der, der restaurieren will, läßt gerade jede Pietät vermissen.

Und die Vergänglichkeit eines so vorbildlichen Wertes, das uns entzückt, dessen Untergang wir nichts von seiner erhabenen Schönheit nehmen wollen, soll nicht durch äußerliche, kleinliche Mittel zu erhalten oder zu vervollständigen gesucht werden. Sie soll ihren Weg nehmen. Die Ruinen der Vorzeiten sollen verschwinden, wenn ihre Zeit gekommen ist, und ihr Untergang soll uns die Mahnung eindringlich aussprechen: Schaffe aus Deiner Zeit heraus Gleiches, Gleichwertiges. Laß das Alte stürzen, wenn es stürzen will, und schaffe Neues. Das ist wahre Pietät. —

Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

sz. Alte Musikinstrumente. Mit dem gegenwärtigen Ausblühen des Museumswesens und mit der Ausbildung der verhältnismäßig jungen Musikwissenschaft sind nun auch Sammlungen von Musikinstrumenten entstanden. Sie wollen, gleich den Gemäldegalerien usw., vor allem die noch erreichbaren Exemplare aller Instrumentenarten konserbieren und dann das Gesammelte dem Anblick und Studium zugänglich machen. Neben den dafür besonders berühmten Städten wie Brüssel, München, Leipzig (Privatsammlung von P. de Wit) u. a. bejaß auch Berlin eine bedeutende Sammlung aus diesem Gebiete. Ihr derzeitiger Leiter, Prof. D. Fleischer, hatte den Eifer und das Glück, bei einem niederländischen Liebhaber eine außerlesene Kollektion zu finden und sie um ein verhältnismäßig Billiges durch Raccenalehand für den Staat erwerben zu lassen. Dadurch ist nun die hiesige Sammlung zu der angeblich bedeutendsten von allen geworden und beweist jedenfalls, wie viel sich auch heute noch auf Sammlertwegen erreichen läßt, wenn man sachkundig vorgeht und den Mut hat, sich ob seines Interesses für „alten Schund“ und ob seines Vertrauens auf das Wachsen aus kleinen Anfängen heraus verhalten zu lassen.

Die früheren Räume in der alten „Bauakademie“ waren bald zu eng, und so übersiedelte die „Königliche Sammlung alter Musikinstrumente“ in die geräumige, neue Hochschule für Musik (Charlottenburg, Gartenbergstraße).

In diesen Tagen ist nun endlich die jetzige Ausstellung öffentlich zugänglich geworden (Dienstag 11—1, Mittwoch und Sonnabend 12—2 Uhr.) Leider fehlt noch ein Katalog der Sammlung — der längst vergriffene alte würde ohnehin nicht mehr zureichen. Ohne einen genügenden Katalog oder eine ihn ersetzende Führung ist es begreiflicherweise nicht möglich, ein verlässliches Bild von dem gegenwärtigen Stande und speziell von ihrem erwähnten Zuwachs zu geben. Soweit wir sehen konnten, vermehrt dieser insbesondere die Uebergangsformen von der älteren Familie der Streichinstrumente, den früher „Fideln“ und später „Violen“ genannten Vorgängern der heutigen Geigen, zu diesen, sowie die zahlreichen, unsern Saitaren und Zithern ähnlichen Arten der ehemaligen Lauten. Dabei sind mancherlei völkertundliche Einblicke zu gewinnen, von den groben Alpenhörnern angefangen bis zu den norwegischen Volkszithern u. dgl. mehr. Auch der Reichtum an übergroßen Bassinstrumenten und zierlichsten Diskantspielereien der älteren Zeit im Gegensatz zu der heutigen Konzentrierung auf brauchbare Orchesterinstrumente mit möglichst vollkommenem Tone tritt aufs neue hervor. Die mächtigen Fagotte aus der ersten Zeit dieses Instrumentes, das besonders die Schwerfälligkeit der alten, tiefen Blasinstrumente überwinden sollte, dann die größeren Variationen seiner höheren Genossen, der Oboen, sind auch dafür besonders lehrreich. Vor Vermehrungen der früheren Zinken, insbesondere der noch nicht lang ausgestorbenen geschlängelten „Serpente“, dann der spazierstockähnlichen Stockflöten, der kleinen Klaviere von der Konstruktion mit geriffelten Saiten (Klavichordeln u. dgl. m. nicht erst zu sprechen! Auch die Strohsiedel (Xylophon) erscheint in vermehrter Anzahl. Die „Ranspfeife“ mit den abgestuften Röhrchen sehen wir in Exemplaren aus Schilfrohr und selbst in einem aus Eisen von einem einzigen Stück. Die vielleicht merkwürdigste Bereicherung von Kuriositätswert ist eine Aeolsharfe in Form eines dreiseitigen großen Prismas, dessen Saiten solide Resonanzböden sind und über je 2 Stiegen je 6 Saiten tragen.

Der jetzt dem Publikum zugängliche Bestand der Sammlungen ist quantitativ nicht viel und macht den Eindruck einer durch Raum-mangel gebotenen Auswahl des Charakteristischsten, namentlich unter den räumlich anspruchsvollen Instrumenten. Wie wir erfahren, ist denn auch tatsächlich noch ein großer Teil in der Dachgegend des Gebäudes aufgespeichert. Zu einer Verfrachtung der Aufmerksamkeit auf den vollen Bedarf solcher Sammlungen und auch zu einer

Förderung der Katalogarbeit wird hoffentlich der Umstand beitragen, daß das vorerwähnte „Musikhistorische Museum“ von Paul de Wit in Leipzig seinen „Illustrierten Katalog“ herausgegeben hat: er beschreibt die nahezu 1200 Gegenstände der Sammlung und bringt zahlreiche Abbildungen von selteneren Instrumenten, Porträts von Meistern des Instrumentenbaues u. dgl. m. —

gc. Heiße Sommer in der Vorzeit. Unfre Klagen über die-
jährige anhaltende Hitze und Dürre des Sommers müssen ver-
stummen, so berechtigt sie auch sein mögen, wenn die Berichte über
die Bitterung vergangener Sommer aus den ersten Jahrhunderten
unser Zeitrechnung und dem Mittelalter auf Wahrheit beruhen.
Aus dem Jahre 484 wissen alte Aufzeichnungen zu melden, daß in-
folge der abnormen Hitze und Trockenheit selbst die Obstbäume und
Weinstöcke eingingen. Die heißen Sommer der Jahre 550 und 590
waren von pestartigen Krankheiten begleitet. Dem heißen Sommer
von 812 folgte die anhaltende Dürre von 874 mit einer Hungersnot.
Heuschreckenschwärme vernichteten die Gefilde in Deutschland und
Frankreich. Während der ungewöhnlichen Hitze und Dürre trat im
Jahre 923 das sogenannte „Antoniusfeuer“ als Krankheit auf, eine
qualvolle Seuche, der Tausende und Tausende von Menschen erlagen.
Ein sehr heißer Sommer muß auch der Sommer des Jahres 1112
gewesen sein, in seiner Gluthitze sollen sich Bäume, Gräser und
Sträucher von selbst entzündet haben. Eine wahrhaft afrikanische
Temperatur muß ferner 1231 in Süddeutschland geherrscht haben,
denn es heißt, daß man Eier habe in der Sonne kochen können.
Große Dürre, Krankheiten und Feuerung brachten dann die heißen
Sommer 1236 und 1258—60. Starke Trockenheit, häufige Gewitter
und Erdbeben brachten die Jahre 1350, 1352, 1356 und 1357, ferner
die Jahre 1366, 1372, 1388, 1390, 1391 und 1394. Durch frühzeitige
Hitze war das Jahr 1420 ausgezeichnet, und aus dem Jahre 1472
wird mitgeteilt, daß der Frühling mit seinem Blumenstaub bereits
im Februar angebrochen und während der unerträglichen heißen
Bitterung vom 4. Juli bis 29. September kein Regen gefallen sein
soll. Im Oktober blühten die Bäume von neuem, besonders war eine
sehr reiche Weinernte zu verzeichnen, die in Berlin den Wein sehr
billig machte. —

Völkerkunde.

— Ueber uralte Volksgebräuche im Gouverne-
ment Jaroslaw berichtet russische Blätter: Im Gouvernement
Jaroslaw und zum Teil auch in den benachbarten Gouvernements
ist der Umzug aus einem alten Hause in ein neues mit zahlreichen
uralten abergläubischen Gebräuchen begleitet. Wenn das Haus im
Bau vollständig beendet und im Innern eingerichtet ist, wird eine
besonders mutige Person gewählt, die in dem neuen Hause allein
übernachten soll. Gewöhnlich fällt die Wahl auf einen Verwandten
des Hausherrn oder auf einen Knecht. Wenn nun der Person, die
die erste Nacht in dem neuen Hause verbringt, nichts Schlimmes
widerfährt oder sie von keinem bösen Traum gequält wird, so kann
das Haus ohne Gefahr für seine Bewohner bezogen werden. Am
Tage, an dem das Hausgerät in den neuen Bau überführt wird,
trägt der Hausherr vor allen Dingen das Heiligenbild hinein und
hängt es in eine Ecke. Darauf wird von den Hausgenossen des
Hausbesitzers ein Hahn und eine Katze hineingebracht, wobei man
letztere auf den Herd legt. Nach dem Volksglauben verreibt der
Hahn durch seine Wachsamkeit und sein Krähen die bösen Geister,
während von der Katze angenommen wird, daß sie zum Behagen und
Frieden beiträgt. In einigen Kreisen besteht auch noch heute die
alte Sitte, vor dem Beziehen des neuen Hauses den Hausgeist
(„Domovoi“) aus dem alten in das neue Haus hinüberzubitten.
Zu diesem Behufe entnimmt die älteste weibliche Person der Familie
dem Herde einige Kohlen, legt sie in einen noch nie im Gebrauch ge-
wesenen neuen irdenen Topf und bringt ihn mit den Worten: „Bitte,
Väterchen, folgen Sie uns in das neue Haus“ in die neue Wohnung,
wo die Kohlen auf den Herd geschüttet werden und der Topf zer-
schlagen wird. Nachdem der Umzug beendet ist, findet die Ein-
weihungsfeier statt, die gewöhnlich durch einen Gottesdienst ein-
geleitet wird. Stellt sich mit der Zeit in einem neuen Hause die
Notwendigkeit heraus, eine neue Thür oder ein Fenster durchzubrechen,
so muß dieses unter Beobachtung ganz besonderer Vorsichts-
maßnahmen erfolgen, da eine am unrechten Orte oder zu un rechter
Zeit durchbrochene Thür viel Unheil über das Haus bringen kann.
In Dörfern, die in der Nähe von Wäldern gelegen sind, kommt es
häufig vor, daß Spechte in den frischen Balken des neugebauten
Hauses nach Insekten suchen. Hört nun das Volk des Hämmerns
des Spechtes an einem neuen Hause, so ist es der festen Ueberzeugung,
daß einem Bewohner der Tod bevorsteht oder daß zum mindesten
ein Hausgenosse das Haus in nächster Zeit verlassen wird. —
(„Globus“.)

Aus dem Tierleben.

ss. In die Baumwollfelder der Vereinigten Staaten ist von
Mexiko her ein Kriegsheer eingebrochen, dessen Besiegung dem
Menschen schwere Mühe machen wird. Dieser Feind ist ein Käfer,
der nach seiner eigentümlich für den Schaden verantwortlichen Larve
als *Baumwollsaame-Wurm* bezeichnet wird und in den der
mexikanischen Grenze zunächst gelegenen Baumwollpflanzungen be-
reits entsetzliche Verstörungen angerichtet hat. Alle Versuche zur
Eindämmung des Schadens sind bisher unbefriedigend verlaufen.
Jetzt kommt endlich eine Nachricht aus Guatemala, die eine
Rettung vor den Angriffen des Baumwollsaame-Wurms in Aussicht

stellt. Auf den dortigen Baumwollstäuden ist nämlich eine große
rötlich braune Ameise entdeckt worden, die auf den Blüten
des Gewächses Honig sucht und von allen andren Insekten, die
sich noch auf der Pflanze zusammensuchen, gerade den Samen-
wurm als ihren grimmigsten Feind betrachtet, während sie
alle andren in Ruhe läßt. Die Krieger dieser Ameise
sind groß genug, um den Käfer in der Mitte zu umfassen und das
Gesicht zwischen dem Brustpanzer und dem Hinterleib durchzukneifen.
Gleichzeitig biegt die Ameise ihren langen, geschmeidigen Körper
kreisförmig zurück und versetzt dem Käfer einen Stich an einem un-
besetzten Punkt, wo die starke Panzerung eine Öffnung zeigt.
Das Gift der Ameise wirkt augenblicklich, der Käfer giebt den Kampf
auf und wird von dem Sieger fortgeschleppt, ohne ein andres
Lebenszeichen von sich zu geben als ein schwaches Hin- und Her-
arbeiten der Beine. Die durch den Ameisenstich herbeigeführte Ver-
täubung ist, ähnlich wie die von Wespen und andren Insekten her-
vorgebrachte, eine dauernde, so daß der gestochene Käfer auch dann
nicht wieder aufkommt, wenn er der Ameise entrisen wird. Wenn
die Vereinigten Staaten ihre Baumwollfelder retten wollen, wird
daher wohl ein Versuch gemacht werden müssen, diese mittelamerika-
nische Ameise aus ihrer Heimat zu importieren. —

Humoristisches.

— Die „Damen“ in der Tasche. Die Wiener „Zeit“
berichtet: Der Anstreicher J. und sein Freund K. spielten eines
Tages in einem Leopoldstädter Kaffeehause letzten Ranges Klabrias.
K. hatte auffälliges Pech, er verlor fast jede Partie und dadurch fünf
Kronen, während J. unerhörtes Glück hatte und jedesmal die
„Damen“ bekam. Trotzdem schöpfte K. keinen Argwohn. Erst ein
Kiebitz mußte ihn aufmerksam machen, daß sein Partner die
„Damen“, das sind die am meisten geltenden Karten, in der Tasche
habe und nach Bedarf verwende. Nun ging dem K. ein Licht auf.
Er erstatte gegen seinen Freund die Anzeige wegen Betruges;
dieser Tage fand die Verhandlung statt. Schon die Verlesung der
Anklageschrift rief bei den Zuhörern Heiterkeit hervor. —

Richter (zum Angeklagten): „Nun, was sagen Sie dazu? Sie
sollen die Privatbeteiligten um fünf Kronen geschädigt haben?“

Angeklagter (verächtlich): „Um fünf Kronen? Der hat
in sein Leben noch keine fünf Kronen beisammen gehabt.“ (Heiter-
keit. Der Geschädigte macht eine komische Handbewegung, die seine
Verblüffung über diesen Ausspruch ausdrücken sollte.)

Richter (zum Privatbeteiligten): „Haben Sie ihn beim
Faschspiel ertappt?“

Zeuge: „Ich hab' verloren. Auf einmal seh' ich, wie er aus
dem Kartenpack eine Karte herausnimmt und oben draufgiebt.
Sage ich, Sie mein Lieber, das geht bei mir nicht!“

Richter: „Nun, was hat er gesagt?“

Zeuge: „Er hat gesagt: Na, wenn's nicht geht, dann geht's
nicht. (Stürmische Heiterkeit.) Wis mich ein Gast aufmerksam ge-
macht hat, daß er die „Damen“ in der Tasche hat.“

Richter: „Haben Sie öfter „Damen“ in der Hand gehabt?“

Zeuge: „Nicht erlebt hab' ich, eine zu sehen. (Heiterkeit.)
Er hat immer aufgenommen. A Kunst, wenn er die „Damen“ in
der Tasche hat.“

Die Verhandlung wurde vertagt. —

Notizen.

— Lothar Schmidts Komödie „Josefine Martens“
wird von der Neuen Freien Volksbühne (mit dem Rein-
hardt'schen Ensemble im Neuen Theater) zu Beginn der kommenden
Spielzeit aufgeführt werden. —

— Professor Udel, der Begründer des bekannten Quartetts,
ist in Wien gestorben. —

— Zwei Märchenbilder von Emil Drlik: „Hänsel
und Gretel“ und „Rübezahl“ sind uns von dem
Teubner'schen Verlag zugegangen. Die Lithographien haben
das Format 75:55 Centimeter; jedes Bild kostet 5 M. —

c. Ein Diadem, dessen Alter auf 3000 Jahre geschätzt
wird, ist in der etruskischen Totenstadt Tarquinia auf-
gefunden worden. Nachdem man 200 Gräber aufgedeckt hat, sind
außer dieser Goldkrone noch eine Anzahl von Vasen, Amuletten und
andren Gegenständen gefunden, welche die etruskische Kultur gegen-
über der römischen nicht nur älter, sondern entschieden überlegen
zeigen. —

— Eine große Storchkolonie befindet sich in dem
Dorfe Seeth an der Eider. Wie „Sankt Hubertus“ mitteilt,
giebt es dort 200 Storchnester, auf manchem First deren zwei.
Rechnet man neben den Alten drei Junge aufs Nest, dann klappern
tausend Storchenschnäbel in dem Eiderdorf. —

— Voshäfte Druckfehler. Das Programm zum Konzert
des Berner Männerchors in der Martinskirche zu Chur ist durch
Druckfehler arg entstellt worden. Der „Berner Bund“ schreibt: Zu
dem gefüllvollen Liede „Stell“ auf den Tisch die duftenden Reseden,
die letzten roten A stern trag' herbei“, hat der Drucksetzer eine
Variante für Feinschmieder erfunden: „Die letzten roten
A stern trag' herbei“ hieß es auf dem Programm. Das wäre
immerhin noch harmlos, — ganz schlimm aber ist der zweite Streich.
„Hoch strahl vom Firmenschild Freiheit dein heßres Bild“
heißt es in der Vaterlandshymne aus dem Calvesfestspiel. Was
wurde daraus? „Hoch strahl vom Firmenschild . . .“ —